

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 49.

Montag, 27. Februar

1928.

(12. Fortsetzung.)

Das Forrnitpulver.

(Nachdruck verboten.)

Von Otto Schwerin.

Detektivroman aus dem Tagebuch des Dr. Luk.

In der Friedberger Anlage rief Luk eine leer vorüberfahrende Droschke an, die uns in knapp zwanzig Minuten zum Polizeipräsidium brachte.

Fischer schien bei guter Laune. Bei unserem Eintritt nahm er die unvermeidliche Pfeife aus dem Mund und jagte lachend zu Luk:

„Der Fall Forrnier muß Sie doch gewaltig interessieren. So häufig wie in diesen zwei Tagen habe ich Sie hier noch nie gesehen.“

„Der Fall Forrnier interessiert mich nur indirekt“, erwiderte Luk. „Für mich heißt der Fall Forrnier eigentlich Fall Herming, und dieser ringt mir allerdings ein ganz besonderes Interesse ab, da haben Sie schon recht. — Übrigens glaube ich, daß wir über diesen Fall bald die Akten schließen können, denn ich denke, wir haben den Burschen im Netz, und daß er uns diesmal nicht wieder entklimpft, dafür, Fischer, gebe ich Ihnen meinen Kopf zum Pfand.“

„Donnerwetter! Luk, das wäre eine Sache. Wenn diese Geschichte auch noch klappt, dann habe ich den Inspektor so gut wie in der Tasche. — Sie müssen nämlich wissen, daß ich die Gauner, die gestern beim Bankier Oppenheimer einbrachen, schon im Kittchen habe. Wie sie beim alten Levi in der Buchgasse die Schore verfloppen wollten, gingen sie hoch. — Aber, bitte, meine Herren, nehmen Sie Platz, und Sie, Luk, erzählen Sie. Haben Sie die Spur Hermings da oben im Nordend gefunden und auch festgehalten?“

„Jawohl“, sagte Luk, „ihn selbst haben wir noch nicht, aber die Spur wohl. Der Kerl ist schon gestern aus der Wohnung wieder verschwunden, kommt auch wohl kaum wieder zurück, trotzdem habe ich den uns mitgegebenen Schuhmann in der Wohnung zurückgelassen, und bitte Sie für alle Fälle, noch einen zweiten Mann — falls verfügbar — hinzubeordern. Wir dürfen nicht vergessen, daß das Wild Doktor Herming heißt oder sich wenigstens so nennt.“

„Natürlich. Ich will das Nötige sofort anordnen.“

„Schön“, fuhr Luk fort. „Die Durchsuchung von Hermings Effekten ging schnell vonstatten und war ergebnislos bis auf das hier. — An und für sich bedeutet dies ja auch nicht viel, aber immerhin mir sagt's genug.“

Bei diesen Worten legte er ein zerknittertes Programmheft des Schumanntheaters vor Fischer auf den Tisch.

Dieser nahm es mit Interesse in die Hand, blätterte es durch und schaute dann Luk etwas erstaunt an. Brunner und ich traten hinter Fischer und blickten ihm neugierig und gespannt über die Schulter.

„Na, hören Sie mal, lieber Luk“, sagte Fischer etwas enttäuscht, „damit weiß ich offengestanden nichts anzufangen.“ Luk lächelte fein.

„Drehen Sie das Programm doch mal, bitte, um und betrachten Sie die Rückseite.“

Fischer tat dies, und nun sahen wir, daß die Rückseite mit allen möglichen Schnörkeln, Initialen und sonstigen Kritzereien bemalt war. Mindestens ein halbes Duzendmal konnte man den Namen Carlotta Petersen lesen.

„Carlotta Petersen?“ las Fischer laut vor, „auch das sagt mir eigentlich nichts.“

„Aber mir“, erwiderte Luk. „Wie ich Ihnen schon zu verstehen gab, kenne ich Herming gut, sehr gut, und bin mit seinen Gewohn- und Gepflogenheiten genau vertraut. — Sie wissen nun so gut wie ich, daß gerade die kaltblütigsten und überlegtesten Verbrecher eine sehr häufig irgendwie für sie charakteristische Schwäche haben, die so stark ausgeprägt sein kann, daß sie über kurz oder lang an ihnen zum Verräter wird.“

„Stimmt“, gab Fischer zu. „Schelling, der an seinem Opiumgenuß hängen blieb, der „Baron von Korff“, dem der wahnsinnig geliebte Alkohol den Hals kostete und so weiter.“

„So ist es, der eine trinkt, der andere kann dem Kartenspiel nicht entsagen, und Herming zum Beispiel hat ein derartiges Faible für das schöne Geschlecht, daß er über einem hübschen Weib alles andere vergessen kann. Es ist, wie Sie aus Ihrer Praxis wissen, nicht das erstemal, daß die sogenannte Liebe den kaltblütigsten, gefährlichsten und gerissensten Verbrecher unvorsichtig, dumm und wehrlos gemacht hat.“

„Das ist richtig.“

„Carlotta Petersen?“ fuhr Luk fort. „Der Name sagt mir natürlich auch nicht allzuviel, es ist ein Name wie so ziemlich jeder andere auch. Aber er unterscheidet sich doch darin, daß er nach Theater klingt, nach Varietés, nach Bar. Ich bin überzeugt, wenn wir in den genannten Kreisen eine Carlotta Petersen aufreiben, dann ist der Weg zu Herming leicht zu verfolgen. Denn Herming ist, wie ich genau weiß, kein Schmetterling, der von Blume zu Blume gaukelt — lachen Sie nicht so ironisch, Fischer — ich weiß selbst, daß der Vergleich hinkt — er ist im Gegenteil ziemlich beständig in seinen Lieb-schaften.“ „Wie aber diese Carlotta finden?“

„Ich erachte das für nicht zu schwer. Geben Sie acht. Ich kalkuliere folgendermaßen: Herming hat gestern abend das Schumanntheater besucht, und zwar in Begleitung einer Dame. Diese Tatsachen dürfen als erwiesen zu betrachten sein, erstens durch dies Programm hier, zweitens durch die bestimmte protokolllarische Aussage des Dienstmanns auf dem zweiundsechzigsten Polizeirevier. Die Dame, denn die Schrift auf dem Programm zeigt eine Frauenhand, hat vielleicht in der Pause aus lauter Langeweile das Programm verfrisiert — es gibt bekanntermaßen eine große Anzahl Leute, die ihren Namen oder Unterschrift gedankenlos auf alle möglichen und unmöglichen Stellen malen — der Name der in Frage kommenden Dame scheint Carlotta Petersen zu sein. — Was tun Sie da?“ unterbrach er sich.

Fischer hatte den Hörer des Haupttelefons ergriffen. „Ich wollte nur Herrn von Sinning bitten lassen, einen Augenblick heraufzukommen.“

„Aha“, sagte Luk lachend, „Sie begreifen also, was ich will. Herr von Sinning ist der Vorsteher der hiesigen Sittenpolizei“, fügte er für Brunner erklärend hinzu.

Das Telephon meldete sich.

„Ist Herr von Sinning zu sprechen?“ rief Fischer in den Apparat.

„Herr Scharmann?“ — Gut. — Können Sie mal
den Augenblick heraufkommen? — Hier ist Kommissar
Fischer. — Jawohl, es eilt.“

„Sinning ist gerade bei der Abfassung eines Proto-
kolls“, sagte Fischer, den Hörer einhängend, „aber Wacht-
meister Scharmann kommt gleich.“

„Der ist mir genau so lieb, beinahe sogar noch lieber,
denn er kennt die ganze Welt, besonders die Halbwelt
am hiesigen Platz genau so gut, wenn nicht besser als
ein Gymnasiast seinen „Bellum gallicum“.“

Kurz darauf trat Kriminalwachtmeister Scharmann
ein.

„Guten Morgen, Herr Kommissar, zur Stelle.“

„Morgen, Scharmann, hier Herr Doktor Lutz wollte
Sie etwas fragen“, sagte Fischer.

„Bitte schön.“

„Herr Scharmann“, fragte Lutz lächelnd, „haben Sie
vielleicht in Ihrem weitverzweigten Kundenkreis eine
Dame namens Petersen, Carlotta Petersen?“

„Jawohl“, sagte Scharmann, ohne sich zu bestunen,
„die kenne ich sehr gut.“

Lutz warf Fischer einen schnellen Blick zu.

„Was ist das für eine Dame?“ fragte er dann weiter.

„Na, Dame?“ wiederholte Scharmann leicht lächelnd.
„Sie ist vielleicht doch ein klein wenig zu höflich. Als
Vorsteherin für ein adliges Fräuleinpenzionat dürfte
sie wohl kaum zu empfehlen sein. Immerhin — eine
Straßenbirne ist sie nicht.“

„Sie kennen diese Petersen persönlich?“

„Freilich, wie ich meine ganze Kundschaft kenne, ich
bin doch schon acht Jahre bei der Sitté. Diese Carlotta
Petersen ist Tänzerin und tritt, wenn ich mich nicht irre,
augenblicklich in der Metropoli auf. Ein hübsches,
noch junges Persönchen, nicht schlechter und nicht besser
als der Durchschnitt dieser Damen. Wenn man ihr
glauben darf, stammt sie sogar aus gutem Hause; ich für
meine Person bezweifle allerdings, daß sie die Tochter
eines Arztes aus dem Rheinbessischen ist, wie sie stets
erzählt, aber daß sie eine gute Kinderstube durchgemacht
hat, ist sehr leicht möglich, denn sie hat anständige, gute
Manieren, keinen ausdringlichen Schick und gibt sich auch
nicht mit jedem Stromer ab.“

„Wissen Sie, wo diese Petersen wohnt?“

„Jawohl. Moselstraße 136 im ersten Stod. Darf
man fragen, was Sie von der wollen, Herr Doktor?“

„Ich habe Grund, annehmen zu dürfen, daß sie in
Beziehungen zu dem Urheber des Einbruchs in dem
Hornerschen Laboratorium steht, und möchte sie gerne
deshalb sprechen.“

„Dann finden Sie in Carlotta eine gute Bundes-
genossin. Sie hat vor drei Jahren Herrn Inspektor von
Tressow schon einmal vorzügliche Dienste geleistet. Sie
erinnern sich vielleicht, Herr Kommissar, des Falles
Kressenthien? Die Petersen war diejenige Person, die
der Polizei diesen Kressenthien, der vom Rennplatz in
der Forsthausstraße weg verhaftet wurde, eigentlich in
die Hände spielte.“

„So, das war die Petersen“, sagte Fischer, „natür-
lich erinnere ich mich. Wenn der Fall so liegt, dann
haben wir wirklich Glück.“

„Wissen Sie was, Herr Doktor?“ fragte Scharmann
nach kurzem Nachdenken, „ich begleite Sie zur Carlotta.
Wir treffen sie jetzt noch zu Hause. Da sie erst sehr spät,
oder besser sehr früh zum Schlafen kommt, liegt sie bis
beinahe Mittag im Bett. Wir beide, Carlotta und ich,
kennen uns sehr gut. Weil sie uns schon verschiedentlich
gute Dienste geleistet hat, drücken wir bei ihr auch ab
und zu ein Auge zu, was sie ganz genau weiß. Deshalb
kann Ihnen meine Anwesenheit nur nützen. Das heißt,
ich bringe Sie nur zu ihr, dann verlasse ich Sie, denn
ich habe in der Kronprinzenstraße dienstlich zu tun und
müß um zwölf Uhr zum Rapport bei Regierungsrat von
H. zurück sein.“

„Schön, Herr Scharmann, Ihr Vorschlag kann mir
nur angenehm sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Chemie der Tränen

O, weine nur, geliebtes Wesen,
Zersch inummer, teures Kind,
Denn ich hab' kürzlich erst gelesen,
Daß Tränen ziemlich wertvoll sind.
Was dir in schmerzlicher Empfindung
Herunter rinnt auf Wang' und Hals
Zeigt die organische Verbindung
Vom Eiweiß bis zum bittern Salz.
Die Träne rinnt. — Sie schmeckt alkalisch;
Auch Phosphor hat man festgestellt
Du weinst, mein Kind, jetzt mineralisch,
Und deine Tränen bringen Geld!

Auch Schwefelsäure ist vorhanden,
Und Chlor ist drin und Natrium, —
Und die Chemie hat es verstanden:
Sie wandelt diese Stoffe um!

Sie nimmt den Dung nicht mehr vom Pferde
Und nicht mehr von der braven Kuh ...
Sie düngt mit Tränen jetzt die Erde,
Drum weine, weine immerzu!

Sie braucht für zehn Quadratfuß Weizen
Nur einen Liter Tränenflut.

Du darfst mit Tränen nicht mehr geizen,
O, weine reichlich — weine gut!

Wenn wir nach neuesten Methoden
Die Tränen nützen, dann geschieht,
Daß auf dem so gedüngten Boden
Vielleicht die Liebe neu erblüht!

P u d.

Was mir nach Mitternacht passierte.

Von Catherine Godwin.

Gestern ist mir etwas Dummes passiert. Eigentlich
war es heute: zwischen Mitternacht und Früh, denn ich kam
spät nach Hause.

Sie werden glauben, daß ich angeäußelt war. Wollen
wir es nicht untersuchen! Aber eins ist sicher: wir hatten
Karten gespielt und auch etwas dazu getrunken. Ich hatte
viel gewonnen und wußte nicht recht, wie mein Glück ver-
tun. Was man leicht gewinnt, gibt man auch leicht wieder
her, das weiß man von den großzügigen Spielern in
Monte Carlo.

Es schlug von der Turmuhr ... ich habe gezählt, aber
ich glaube, daß ich mich veräthelte. Denn ich rechnete gerade
meinen Gewinn nach und kam auch hier zu keiner klaren Ziffer.

Nun habe ich eine hübsche Frau gesehen, wenigstens
meinte ich, daß sie sehr hübsch sei. Sie wissen, heute gilt
nur die Silhouette, schlank muß sie sein, die Beine ent-
scheiden, ich habe also Kehrt gemacht und bin hinterdrein
gegangen.

Da sie schnell lief, nahm ich an, daß sie relativ tugend-
haft sei und den Preis meiner Verfolgung lohne.

Es wurde mir nicht ganz leicht, ihr zu folgen, da meine
Gangart an hohe See gemahnte, und es war mir auch
stürmisch zu Mute.

Schließlich hatte ich die Fremde erreicht, grüßte und sie
fragte von oben herab, was ich wünsche.

Sehen Sie, das machte mich perplex; ich wußte das
eigentlich selbst nicht und hätte ich es klar gewußt, so hätte
ich es doch sicher nicht sagen dürfen.

„Ich merkte, daß Sie verfolgt wurden“, meinte ich
diplomatisch, „und wollte Sie vor Zudringlichkeit schützen.“

„Sie sehen scheinbar doppelt.“

„Ich würde gerne das Vergnügen haben, Sie doppelt
oder dreifach vor mir zu erschauen“, erwiderte ich galant.

War sie erzürnt?

Sie schritt wieder schnell und ich im gleichen Takte
nebenher. Mit einer schönen Frau schweigt man gerne, ob-
gleich ich in animierter Stimmung mich redselig erweise.
„Es ist nicht gut, daß der Mensch alleine sei“, philosophierte
ich leuzend. „Ich bin gut gelaunt!“ entschuldigte ich meine
Beharrlichkeit. „Ich habe da eben einem törichtem Kerl
eine hübsche Summe abgewonnen! Meinem Vorgefekten. —
Dem gönne ich es! Ich möchte mal sein Gesicht sehen, wenn
der heute nach Hause kommt!“

„So?“ meinte die Dame plötzlich zugänglicher. „Sie sind
also Spieler? Das hasse ich an einem Mann. Das gefährdet
seine Frau.“

„Aber nicht seine Geliebte!“ entgegnete ich kühn, „mit
seiner Frau feiert man die Verluste und die Gewinne mit
einer anderen.“

„Sie sind also auch Moralist?“ lächelte die Dame, und
ich bewunderte dabei ihre blendend weißen Zähne. Wenn
ich zum Beispiel verheiratet wäre und mein Mann Spieler
— glauben Sie, er würde nur die Verluste mit mir teilen?“

Ich blieb stehen und blinzelte so festlich an. Ihr Dutzend sah sehr tief und ihr Belatzen sehr hoch gekloppt, man sah so gut wie gar nichts von ihrem Gesicht, weil das heute nicht mehr Mode ist.

„Sie sind infognito, meine Gnädige“, zauderte ich mit meinem Urteil, „jedemfalls seltsam, daß Ihr Gatte Sie um diese Stunde allein ausgehen läßt.“

„Gar nicht seltsam“, braute sie temperamentvoll auf. „Ich tue, was mir beliebt, er ist ja auch nicht daheim.“

„So!“

„O, bitte: er ist mit Freunden aus. Im Klub oder im Café... ja auch spielt er zuweilen ein wenig.“

„Und er gewinnt?“

„Das werde ich jetzt gleich erfahren!“

Auf Eventualitäten sollte man sich nicht einlassen“, versuchte ich sie zu verführen und stützte mich schwankend auf meinen Spazierstock; „ich habe gewonnen, und irgendwo treibt man sicher noch eine Jazzkapelle und eine Flasche Champagner auf... Verzeihen Sie diesen direkten Vorschlag, ich rede, wie es mir ums Herz ist: Gnädigste sind ja infognito!“

Jetzt setzte sie sich wieder in Trab, da ich schon so viel Mühe verschwendet hatte, nahm ich nun den letzten, dreifachen Anlauf und wollte prüfen, mit wem ich es in Wahrheit zu tun hatte. „Da sehen Sie mal her“, prahlte ich, „ich habe nicht nur sein Geld gewonnen, sondern auch seine Brieftasche dazu — die ist aus sehr schönem Schlangenteiler!“

„Wie?“ stutzte die Dame plötzlich und mit einer Taschenspielergeschwindigkeit hielt sie meine Brieftasche in der behandschuhten Rechten. „Die gehört ja meinem Mann!“

„Erlauben Sie mal — die gehört mir!“ rief ich mit hochrotem Kopf und zögerndem Griff.

„Aber ich bitte!“ eiferte sie, „da sehen Sie doch die Initialen, die gehört meinem Mann!“

Wie —?“ stotterte ich jetzt tief erschrocken und perplex. „Sie sind Frau Oberregierungsrat Fränkel —?“

Zum Ausdruck! Nun hatte ich scheinbar die Frau meines neuen Vorgesetzten verlor und beleidigt. „Jawohl!“, antwortete sie, scheinbar höchst belustigt von ihrer Entdeckung. „Dies Pfand nehme ich mit; mein Gatte kann es Ihnen, wenn die Sache sich wahrheitsgemäß so verhält, wie Sie behaupten, morgen im Bureau ja wiedergeben.“

„Wahrheitsgemäß?“ erregte ich mich und zwang mich dennoch zu förmlicher Haltung. „Wahrheitsgemäß, gnädige Frau. — Sie zweifeln an meinen Worten? Ich bin Doktor Köhlin, gestatten Sie, daß ich mich nachträglich vorstelle!“ Ich verbeugte mich, zog den Hut, schlug die Haken zusammen. „Wir waren im Herrenklub, ich kann Ihnen meine Visitenkarte zeigen; glauben Gnädige vielleicht, ich habe die Tasche mit dem Geld ihm gestohlen?“

„Aber ich bitte Sie“, beschwichtigte jetzt die schide Frau meines Chefs und prekte ihr Täschchen, das bereits meine Brieftasche enthielt, liebevoll an ihre schlanke Silhouette. „Wenn ich den Scherz Ihrer Unterhaltung nicht übel genommen habe, dann nehmen auch Sie mit diesen kleinen Scherz nicht übel! — Ja, ein famoser Wit, er wird schauen, wenn ich ihm die Tasche unter die Nase halte!“ lachte sie jetzt auf. „Vielleicht wird es ihn belehren, seine Frau nicht mehr so viel allein zu lassen. Und wenn sich die Sache, wie gesagt, so verhält, wie Sie in dieser vorgerückten Stunde behaupten, dann würde ich mich freuen, Sie bald, vielleicht morgen Abend schon, zum Essen bei uns zu sehen.“

Sie lächelte jetzt gewinnend und reichte mir die Hand. „Ja, aber...“ stotterte ich, noch immer nicht ganz mit ihrer Regie einverstanden.

„Gleich hier um die Ecke ist eine Autohaltestelle“ meinte sie, ihre Schritte wieder beschleunigend, „na — er wird staunen! Bei uns wird morgen Abend jedenfalls nicht gespielt — höchstens ein bißchen geklirtet — sind Sie einverstanden, Herr Doktor?“

Ob ich einverstanden war! Wie berückend diese Frau lachte! Ich lachte, ich verbeugte mich, ich sah das Auto fortgeschwitten... ich winkte der Oberregierungsrätin nach, ihre behandschuhte Rechte winkte zurück.

Da stand ich ohne Brieftasche, und obgleich ich originelle Situationen liebe, lächelte ich allmählich etwas dumm vor mich hin.

Am kommenden Morgen war mein Chef nicht im Bureau. Er war wegen Migräne entschuldigt; auch ich fühlte einen Brummshäbel.

Fatale Situation! Was sollte ich jetzt tun? Sollte ich abends hingehen oder nicht? Mein neuer Vorgesetzter hatte daheim kein Telefon, jedenfalls aber wollte ich in den Besitz meines Geldes zurückgelangen. Und — falls er wirklich mit Migräne krank lag, um so besser —, dann blieb ich mit seiner schiden Gattin allein!

Ich empfand sie als heimlich Verbündete, wennleich es auch einen bösen Krach geleist haben konnte, und so ganz

behalten was er mir, dann aber unter dem Vorwand, daß nicht zu Hause. So fauchte ich ein letztes Blumenbüschel, eine noch kostspieligere Brieftasche, bereit, sie meinem Chef zu verehren; ich hoffte, ihn so zu versöhnen und das ganze Intermezzo als launigen Wit zu beschließen.

Es war auch wirklich wichtig, als ich um halb acht Uhr an der fremden Wohnungstür schellte und nach dem Herrn Oberregierungsrat fragte.

„Der Herr ist krank!“ — zögerte das häuerlich aussehende Dienstmädchen.

„Könnte ich vielleicht die gnädige Frau sprechen?“

„Ich will einmal fragen.“

„Wer ist denn draußen?“ forschte eine weibliche Stimme im matt beleuchteten Korridor.

„Ich bin es!“ meinte ich, couragiert hervortretend, das Bußgebet in der Rechten.

Eine rundliche Dame, mit graumelierten Haaren, blickte fragend und freundlich, lud mich in ein Zimmer, das nach Medikamenten roch, und ich entschuldigte stotternd meinen späten Besuch. Aber sie fand es rührend von dem Herrn Assessor, daß er Blumen brachte und nach seinem kranken Chef sah.

„Mein Mann ist heute recht schlechter Stimmung“, gestand sie mir, „er war gestern im Klub — und denken Sie — er hat auf dem Heimweg seine gefüllte Brieftasche verloren.“

„Ach nee —?“ meinte ich mit törichtem Gesicht. Scheinbar wollte der Ehemann seiner biedereren Gattin seine Spielschulden nicht eingestehen und schützte deshalb den Verlust seiner Brieftasche vor.

„So ein Mißgeschick!“ polterte ich jetzt heraus und konnte mich nicht enthalten, laut und höhnisch über meinen Reinfall zu lachen. „Welch ein Zufall! Auch ich habe meine gefüllte Brieftasche diese Nacht eingebüßt auf eine fatale Weise. Sehen Sie her!“

Ich zog die neue Brieftasche hervor, widelte sie mit leicht bebenden Fingern aus. „Da habe ich mir soeben eine neue gekauft.“

„Nein — welcher ein Zufall!“ wunderte sich die biedere Dame, „gleichfalls verloren! — Da werden Sie den Verlust wohl morgen auch in die Zeitung sehen!“

„Ach nein, gnädige Frau“, lenkte ich, meine leuchtende Stirn betupfend. „das hat keinen Zweck, es gibt ja doch keine ehrlichen Menschen mehr, nur Schufte und Verbrecher!“

Die Frau meines Chefs nickte. „Sie reden genau wie mein Mann, an Schufte und Verbrecher verliert man sein mühsam verdientes Geld, hat auch er gesagt —“

„So?“ Ich hüpfte gekränkt empor und jähte Röte stieg mir ins Gesicht. „Ich darf nicht länger stören, bitte mein Kompliment an den Herrn Oberregierungsrat. Und falls Sie dem Patienten diese Blumen neben sein Lager stellen wollten.“

Als ich mich an diesem Abend mit heftiger Migräne zur Ruhe bettete, da hat mir niemand mitfühlend Blumen neben mein einsames Lager gestellt.

Das feldhuhn.

Eine Fabel von H. Sesse.

Ein Feldhuhn hatte sich zwischen den Schollen verirrt und geriet in den Park eines Schlosses.

Dort sah es einen gar prächtigen, bunten Vogel, der in vornehmer Haltung zwischen leuchtenden Blumenbeeten und kunstvoll gestuften Beeten auf glattem Rasen auf und ab wandelte.

Das scheue Feldhuhn blieb erstaunt stehen. So viel verschwenderische Schönheit hatte sein Auge noch nie geschaut. Es kam sich in seinem einfachen, rauchbraunen Kleid recht ärmlich vor. Bescheiden drückte es sich unter einen blühenden Zierstrauch.

Der schöne Vogel, ein Pfau, der den Fremdling und dessen bewundernde Blicke bemerkt hatte, schritt anmutig auf und nieder, graziös den Kopf neigend.

Und er ließ sein in smaragdnen Farben schillerndes Kleid von den roßigen Strahlen der Morgensonne beriefeln. Trieb mit den reizvollen Linien seiner zarten Gestalt ein bezauberndes Spiel. Schlug ein Rad, indem er seinen Schwanz gleich einem Fächer ausbreitete. Stand da, gehüllt in einen schweren Mantel tropischer Farben.

Und die tosenden Strahlen der Sonne brachen sich auf seinem herrlichen Gewande, das von vielen edlen, tiefleuchtenden Steinen besetzt schien.

Stand da wie ein Märchenvogel.

Das Feldhuhn hockte am Boden gepreßt, zitternd vor Erregung, betört von dem Zauber dieser nie gesehnen Pracht.

Sein sonst so scharfes Auge bemerkte nicht die Umrisse des Buchses, der hinter einem Busche aufgetaucht, leise und tückisch geschlichen kam. Es fürchte ihn nicht, da er schon ganz nahe bei ihm war, geduckt einen Augenblick verharrte, um ihm gleich darauf die Gurgel zu zerreißen.

Hygiene und Heilkunde

Watte im Ohr. Wer ein gesundes Gehörorgan hat, soll nicht bei jeder geringsten Gelegenheit, ohne zwingenden Grund, Watte ins Ohr stecken; dadurch wird dies wichtige Organ verwundet und verweichlicht, es tritt Blutüberfüllung und vermehrte Ohrenschmalzbildung ein. Diese Nachteile werden noch gesteigert, wenn die Watte getränkt ist mit kölnischem Wasser, Chloroformöl oder Hoffmannschen Tropfen. Man soll Watte nie weit hinten ins Ohr stopfen oder fest eindringen. Eodere Watte vorn schüßt genügend, hält alle Fährlichkeiten ab, ist leicht wieder zu entfernen und behindert nur wenig das Hören. Gesunde Ohren mit einem gesunden Trommelfell tut Kälte keinen Schaden; deshalb ist das Tragen von Watte bei kalter Witterung ganz überflüssig. Kleine Kinder sind allerdings empfindlicher, so daß es bei starker Kälte gut ist, ihre Ohren leicht zu bedecken, was man praktisch in der Weise tut, daß man die Haare der Kleinen im Winter nicht kurz schneiden läßt, wodurch auch die Ohrmuscheln geschützt werden. Wenn bei Regen oder Schnee etwas Wasser ins Ohr kommt oder bei trockenem Winde basillenreicher Staub, dann entsteht bei empfindlichen Personen wohl Ohrenentzündung. In solchen Fällen ist allerdings zu empfehlen, Watte im Ohr zu tragen oder Mull, weil dieser nicht faserig. Um dabei jede Feuchtigkeit vom Ohr fernzuhalten, kann man den Wattepfropf mit Salbe (Ol) einfeilen. Dasselbe mögen Ohrenleidende beim Baden tun. Muß man Watte im Ohr tragen, so soll man sie täglich erneuern, damit sie nicht mit dem aufgenommenen Ohrenschmalz und den Hautabschürfungen in Fäulnis übergeht und dadurch zu einem gefährlichen Aufenthaltsort für Bakterien oder sogar Insekten wird. Nimmt man die Watte aus dem Ohr, tue man dies vollständig und restlos; denn in den Fajern zurückgebliebener Watte sammeln sich leicht Ohrenschmalz und Hautreste an und diese „Pfropfe“ veranlassen Jucken, Ohrensausen und Schwerhörigkeit, können sogar durch Druck gegen das Trommelfell Übelkeit und Schwindel verursachen. Haben sich solche Pfropfe gebildet, dann entfernt man sie am leichtesten nach Aufweichen mit warmem Glycerin. In Gegenwart von kleinen Kindern möge man sich niemals Watte ins Ohr stecken, denn diese haben die Gewohnheit, alles nachzuahmen und können sich dann durch Einstopfen von Papierstückchen, Knöpfen, Bohnen schwere Schädigungen zuziehen.

Der Kampf gegen den Ausfall. Um die furchtbare Menschheitsgeißel der Lepra auszurotten, ist jetzt im Britischen Reich ein großer Feldzug eröffnet worden. Der Ausfall, einst auch in Europa weit verbreitet und auch jetzt noch bei uns hier und da auftretend, galt bis vor kurzem als eine unheilbare Krankheit. Die medizinische Wissenschaft aber hat in letzter Zeit in der Bekämpfung dieser furchtbaren Krankheit große Fortschritte gemacht, und es besteht begründete Aussicht, Hunderttausende von Leprakranken von ihrem schrecklichen Schicksal zu erlösen. Angaben über die Art dieses Kampfes wurden auf der letzten Jahresversammlung der englischen Gesellschaft zur Bekämpfung der Lepra gemacht. Tausende von Kranken sind bereits zur Behandlung in einer Kette von Stationen aufgenommen, die sich durch Indien und Afrika ziehen, und neue derartige Heilstätten sollen demnächst eröffnet werden. Die Kur, die den Ausfall beseitigt, ist in den letzten zehn Jahren von verschiedenen Gelehrten entwickelt worden. Als die wirksamste Art der Behandlung hat sich die mit *Sydnocarpus*-Ol erwiesen; das Ol wird von der getrockneten Frucht des *Sydnocarpus*-Baumes gewonnen, und man beabsichtigt, diesen Baum in allen britischen Kolonien anzupflanzen, um so jedem Gebiet die Heilmittel zur Heilung der Lepra zu gewähren. Die Behandlung führt in hundert Fällen im Frühstadium der Krankheit zur völligen Heilung; bei veralteten Fällen ist sie in 20 bis 30 Prozent wirksam. Einen großen Anteil an diesem Fortschritt hat der englische Arzt Sir Leonard Rogers, der in Indien die Lepra eingehend studiert hat. Seine Methode wurde dann durch amerikanische Forscher in Honolulu verbessert, und in den letzten zwölf Monaten sind neue Entdeckungen gemacht worden, die die Kosten der Behandlung auf ein Zwanzigstel der ursprünglich notwendigen Summen herabdrückte. Tausende von Heilungen sind bereits in Afrika und Indien erzielt worden. Die Behandlung dauert im Frühstadium sechs Monate und etwa ein Jahr in veralteten Fällen. „Wir arbeiten mit Missionaren zusammen, die bereits unter den Leprakranken tätig gewesen sind“, erklärte Rogers, „und wir haben Hilfe von den Verwaltungen vieler Gebiete erhalten. Nigeria und die Goldküste haben besondere Ärzte zu diesem Zweck eingestellt, die in Indien für die Behandlung des Ausfalls ausgebildet sind.“

Die Kurzsichtigkeit ist erblich. Der Berliner Augenarzt Gaellüber befaßt sich seit 27 Jahren mit der Kurzsichtigkeit. Er hat in dieser Zeit fast tausend Familienarten gesammelt und möglichst alle Personen selbst untersucht. Dabei kam er zu dem Schlusse, daß die hochgradige Kurzsichtigkeit nicht etwa durch Naharbeit, Infektionen oder Ernährungsweise bedingt wird, sondern ein erbliches Leiden ist. Allerdings ersehen wir daraus noch nicht, wodurch die Kurzsichtigkeit ursprünglich entstanden ist. Ungelöst bleibt auch die Frage, warum hochgradige Kurzsichtigkeit bei Frauen häufiger ist als bei Männern. Verwandtenehen haben wegen der Mischlichkeit des Zusammenkommens der Anlage ohne Zweifel eine Häufung der Kurzsichtigkeit in der Nachkommenschaft zur Folge.

Welt u. Wissen

Seit wann schläft der Mensch im Bett? Zum erstenmal ist bei Herodot das Bett erwähnt, an der Stelle, wo von dem Tyrannen von Samos die Rede ist, der im Jahr 450 v. Chr. einen persischen Gesandten empfing, „während er auf einem Ruhebett lag, das Gesicht der Wand zugekehrt, und ohne die Höflichkeit zu besitzen, sich nach seinem Gast umzudrehen“. Es handelte sich dabei um ein richtiges Bett, in dem man langausgestreckt lag und nicht etwa sah. Das Bett der damaligen Zeit war ein erhöht aufgestellter Diwan. Genau wie ein moderner Diwan bestand es aus einem viereckigen Gestell, das auf vier Füßen ruhte, und dem Reichtum des Eigentümers entsprechend waren die Stützen aus Bronze, Gold, Silber, Eisen oder Holz. Die Matten bestanden aus Gurten oder Riemen, über denen sich eine Leinwandbede befand; darüber lagen Federkissen, die mit Leinen oder mit Federn gepackt waren. Aber das Bett stand so hoch, daß man zu seiner Benutzung eine kleine Treppe brauchte, um hinaufsteigen. Erst einige Jahrhunderte später wurden Betten gebaut, über denen sich ein viereckiger Rahmen befand, an dem ein Baldachin befestigt wurde. Diese Betten waren besonders in Italien verbreitet.

Das „blaue Wunder“. Die herrlichsten Schmetterlinge der ganzen Erde, neben den Paradiesvögeln und Kolibris wohl überhaupt die größten Farbenwunder, die die Natur geschaffen, sind die Morphiden, die in dem geheimnisvollen Halbdunkel der feuchtheißen Urwälder Südamerikas dem Reisenden ein unvergeßliches Schauspiel darbieten. Dieses „blaue Wunder“ schildert Julius Stephan im „Naturforscher“. Die Angehörigen der Gattung Morpho, deren Verbreitung sich von Mexiko bis Argentinien hin erstreckt, zeichnen sich durch große glänzende Schwingen aus, die je nach der Beleuchtung in den verschiedensten Farbentönen, vom zartesten Weißblau bis zum sattesten Ultramarin und Violett, schillern. Einige sind völlig ohne Zeichnung und sehen aus, als wären sie aus dem tiefsten, schimmerndsten blauen Atlas gewebt. Der große Naturforscher Wallace nennt den Anblick der großen blauen Morpho unvergeßlich, und Prof. Bürger hebt an diesen hinreichenden Erscheinungen besonders das wechselnde Spiel der Farben hervor: „Bald ist es wie ein völliges Verschwinden, dann ein gelbes oder violettes Aufleuchten und schließlich ein Erstrahlen im tiefsten Azurblau, das wieder sich in einem matten Perlmutterschimmer auflösen kann.“ „Da leuchtet es plötzlich drüben hoch zwischen den Zweigen wie das Blitzen eines Edelsteins“, schreibt der Entomologe Dr. Bahnel von der schönsten, der sog. Rheonor-Gruppe, „und einen Augenblick später tritt aus dem Dunkel des Laubes in stürmischer Fahrt die im tiefsten Blau erglänzende Gestalt des Rheonor hervor. Kein Falter überfliegt ein weiteres Gebiet als dieser König der Wälder, der in zwei- bis dreistündigem, geradeaus eilendem Fluge an die 30 Kilometer und mehr am Tag zurücklegt und dann wohl erst die Genosin findet, der er auf langer einsamer Fahrt nachgezogen, unaufhaltsam über Wald und Wasser...“ Die Schnelligkeit und die Höhe des wellenförmig auf- und absteigenden Fluges macht das Fangen dieser blühenden Juwelen der Luft überaus schwierig, und Bahnel hat oft stundenlang auf einem 15 Fuß hohen Gerüst im Urwald in fürchterlicher Hitze gewartet, bis ihm die kostbare Beute durch einen Fehlschlag des Riesennetzes doch noch entwisste. Ein wahres Göttertier ist auch Morpho cypris, der hauptsächlich bei den Smaragdminen von Muso in Kolumbien gefunden wird. Die weißbehänderten Flügel dieses Schmetterlings zeigen, in einiger Entfernung betrachtet, ein Himmelblau von so ätherischer Reinheit und so starkem Feuer, daß alle übrigen Farben dagegen verblassen. Vor noch nicht langer Zeit war dieses blaue Wunder eine hochbezahlte Seltenheit in europäischen Sammlungen, aber die Indianer haben jetzt so viel Tiere gesammelt, daß man schon für sechs Mark ein schönes Stück erhalten kann.